



Newsletter vom 20. September 2026

Inhalt

Wie kann die Schule den sprachlichen Abwärtstrend stoppen?.....	2
17. September 2026, Hanspeter Amstutz.....	2
Die Entwicklung war absehbar.....	5
Tages-Anzeiger, 12. September 2026, Forum, Leserbrief.....	5
Fundament vor Erweiterung.....	6
NZZ, 11. September 2026, Meinung & Debatte, Leserbrief.....	6
Jugendliche wehren sich: Wir sind nicht an allem schuld!.....	7
Tagblatt, 12. September 2026, Bruno Knellwolf und Kari Kälin.....	7
Obwohl die Bildungsausgaben steigen, werden die Schüler immer schlechter.....	9
NZZ, 10. September 2026, Schweiz, Daniel Gerny.....	9
Seit 15 Jahren geht es mit Mathematik und beim Lesen bergab.....	12
Tages-Anzeiger, 9. September 2026, Politik & Wirtschaft, Marc Brupbacher und Yannick Wiget.....	12
«Bei vielen Schülern wäre alles rot».....	15
Tages-Anzeiger, 16. September 2026, Kultur, Gesellschaft & Wissen, Sandro Benini.....	15
«Das ist einfach nur noch ein Skandal und grenzenlose Dummheit».....	18
Tages-Anzeiger online, 13. September 2026, Nadja Pastega.....	18
Unsere Volksschule darf etwas kosten!.....	23
Tages-Anzeiger, 15. September 2026, Zürich, Nina Fargahi.....	23
Es gibt sie noch, die Idealisten.....	24
Tages-Anzeiger, 17. September 2026, Forum, Leserbrief.....	24
Viele Wege führen ins Leben.....	25
Journal 21, 6. September 2026, Bildungspolitik, Carl Bossard.....	25



Wie kann die Schule den sprachlichen Abwärtstrend stoppen?

17. September 2026, Hanspeter Amstutz

Unüberhörbare Botschaften aus der Schulpraxis

Ganz bewusst haben wir drei bemerkenswerte Leserbriefe an den Anfang unseres Newsletters gestellt. In den drei kurzen Texten ist unserer Meinung nach mehr an wesentlichen Aussagen über die PISA-Resultate enthalten als in manchen Kommentaren in den Tageszeitungen.

Die drei Texte haben es in sich. Sie gehen weit über das übliche Muster von Erklärungen zum PISA-Debakel hinaus. Sie suchen nicht nach Entschuldigungen und fordern auch nicht mehr Geld für die Schule. Die Texte haben alle einen starken Bezug zur täglichen Schulpraxis und zielen direkt auf den Kern des schleichenden Niedergangs. Die schulischen Baustellen werden nicht aus der erhabenen Sichtweise eines kreisenden Adlers auf der Höhe der pädagogischen Wissenschaften geschildert. Die präzisen Kurzkommentare zeigen vielmehr die Froschperspektive von Menschen mit unmittelbarer Schulnähe, die wissen, worauf es ankommt.

Kritische Worte dreier Jugendlicher zur Schulbildung

In einem in mehreren Zeitungen erschienen Interview von Kari Kälin und Bruno Knellwolf haben sich drei 14-jährige Jugendliche auf differenzierte Weise zu ihrem eigenen Lernverhalten und zum Medienkonsum geäussert. Sie sind sich bewusst über das Ablenkungspotenzial von TikTok und sehen den Einsatz von Künstlicher Intelligenz beim Lösen der Hausaufgaben als höchst fragwürdig. Sie stellen nicht in Abrede, dass ein Teil ihrer Mitschüler wenig Lust aufs Lernen hat und lieber die Zeit mit Chatten und Gamen verbringt. Die tägliche Erfahrung, dass viele ihrer Mitschüler in den Pausen lieber aufs Handy starren, statt direkt miteinander zu reden, stört sie empfindlich.

Umso mehr erwarten die drei Jugendlichen, dass die Lehrkräfte in der Schule die Führung übernehmen und konzentriertes Lernen ermöglichen. Dass den Teenagern das gemeinsame Lernen im Klassenverband viel wichtiger ist als das isolierte Arbeiten vor einem Bildschirm, ist bemerkenswert. Entsprechend wenig schmeichelhaft fällt das Urteil der Jugendlichen zum selbstorganisierten Lernen aus. «Ich weiss manchmal gar nicht, wo ich stehe. Ob ich die Aufgabe richtig löse oder Fehler mache, ohne dass ich es merke», meinte eine der befragten Schülerinnen. Alle wünschen sich mehr Struktur im Unterricht und eine aktivere Rolle der Lehrpersonen. Sie finden es eine Überforderung, dass ein grosser Teil der Verantwortung fürs Lernen ganz bei den Jugendlichen liegt.

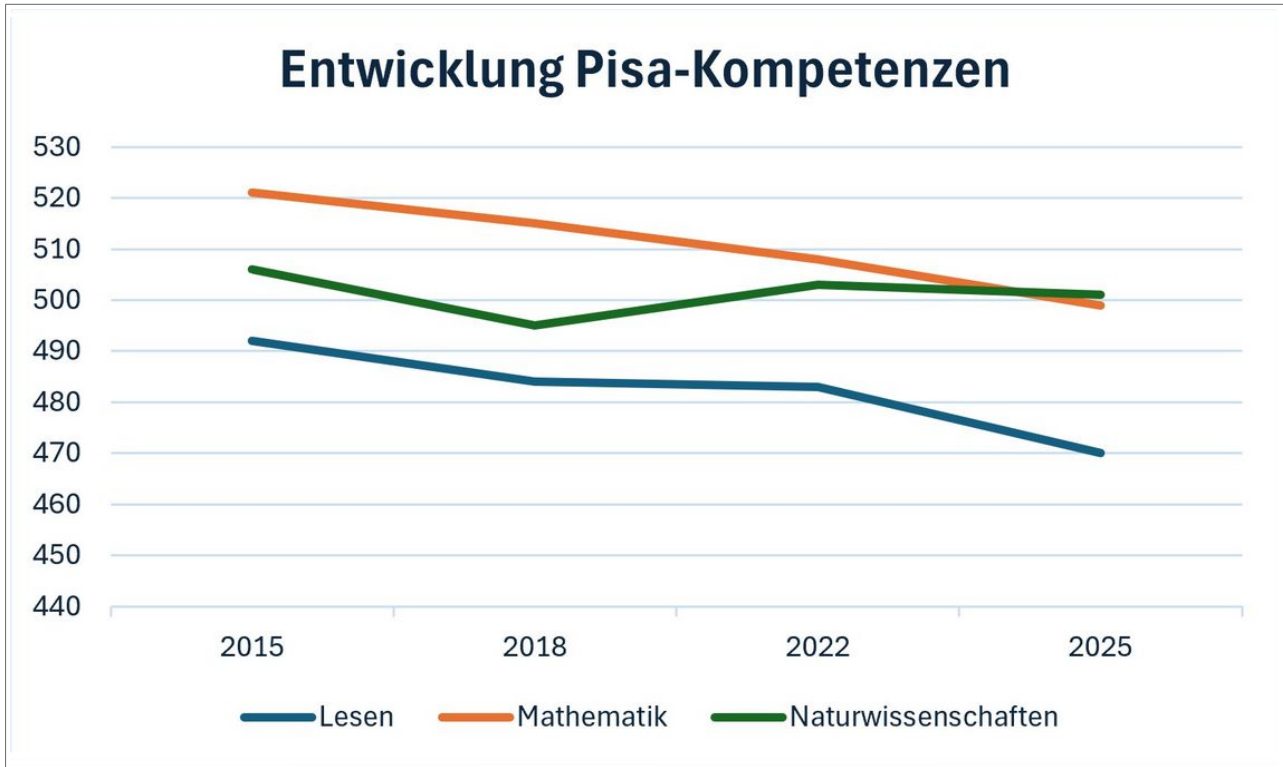
Trotz stark gestiegener Bildungsausgaben sinken die Leistungen

Die jüngsten PISA-Resultate haben recht hohe Wellen geworfen. Von schönfärberisch bis tief besorgt war in den Kommentaren fast alles zu lesen. EDK-Präsident Darbellay unterstrich, dass die Schweizer Schulen im europäischen Ranking sich verbessert haben und in Mathematik und den Naturwissenschaften einen Spitzenplatz einnehmen. Etwas kleinlaut fügte er hinzu, dass die Leistungen unserer Schüler im Leseverstehen einen neuen Tiefpunkt erreicht hätten.

In den seriösen Analysen wurde einhellig festgehalten, dass der Abwärtstrend im Deutsch nicht länger hingenommen werden kann. Die meisten Analysten forderten eine vorschulische Frühförderung



für Kinder, die nur ungenügend Deutsch sprechen. Damit könnten sprachliche Defizite rechtzeitig behoben werden, bevor sie sich negativ auf eine ganze Schullaufbahn eines Kindes auswirken würden.



Die Kompetenzen der Schweizer Jugendlichen in Mathematik und im Lesen sind seit Jahren rückläufig. In den Naturwissenschaften bleibt die Leistung gegenüber 2022 stabil. Quelle: Bildungsmonitoring Schweiz

Erstaunlich wenig Konkretes war von offizieller Seite über nötige innere Schulreformen zu hören. Weder die gescheiterte Mehrsprachendidaktik der Primarschule noch die umstrittenen Selbstlernkonzepte wurden bei den Bildungsdirektionen als Mitverursacher der Defizite im Deutsch erwähnt. Einmal mehr erhielt man den Eindruck, dass in der zentralen Frage der Deutschförderung weitgehend Ratlosigkeit herrscht.

Unsere Schüler müssen wieder richtig Deutsch lernen

Ohne ausreichende Lesekompetenz haben Jugendliche im späteren Leben einen schweren Stand. Muttersprachliche Kompetenz ist ein wichtiger Teil der Lebensfähigkeit, deshalb hat die Schule das Leseverstehen gründlich zu fördern. Dieses speist sich aus drei Quellen: Dem Zuhören von Geschichten, aus der Welt der Bücher und aus den Kenntnissen im Realienunterricht. Alle drei Zugänge sind heute teils verstopft. Die sprachfördernde Erzählkunst wird an den Pädagogischen Hochschulen zu wenig trainiert, der Welt der Bücher stehen die Kurzformate der digitalen Medien gegenüber und der Realienunterricht ist oft mager.

Über den Wert von Geschichten für Kindergartenschüler muss man nicht viele Worte verlieren. Doch wenn man weiss, was ein spannender Geschichtsunterricht mit attraktiven Erzählungen in der Volksschule eigentlich bieten könnte, ist die Frustration über das langweilige Abhaken von Arbeits-



blättern in vielen Klassen umso grösser. Dabei gehören spannende Erzählungen zum wertvollsten, um Sprache vom Hören her verinnerlichen zu können. Die Lehrerbildung ist da eindeutig gefordert.

Die Welt der Bücher zu erschliessen, braucht Zeit. Viele Schulen verfügen über kindgerechte Bibliotheken, die zum Lesen anregen. So lässt sich Freizeit mit Schule auf angenehme Weise verbinden. Doch nötig sind immer wieder Inputs mit Klassenlektüren im Deutschunterricht. Wo aufschlussreiche Texte auszugsweise gelesen werden und darüber diskutiert wird, kann der Funke fürs Lesen zünden.

Sachkompetenz fördert das Leseverstehen und die gesprochene Sprache

Leider oft unterschätzt wird die Bedeutung eines aufbauenden Realienunterrichts für das Leseverständnis. Gute Sachkenntnisse spielen eine Schlüsselrolle für das Verstehen wesentlicher Zusammenhänge und die Erweiterung des Wortschatzes. Wer gute Vorkenntnisse in einem Sachgebiet hat, liest viel leichter und lernt sich präzise auszudrücken. Deshalb muss deutlich mehr in die Realienfächer investiert werden.

Selbstverständlich muss auch wieder mehr Zeit für formales Sprachtraining eingesetzt werden. Vorbereitete Diktate und das häufige Schreiben eigener Texte sollen die Schüler mit dem schriftlichen Ausdruck vertraut machen. Ohne intensives Üben geht es nicht. Und der Irrweg des Schreibens nach Gehör verdient eine Vollsperrung. Für das praktische Anwenden der gesprochenen Sprache im Unterricht ist ein enger Verbund mit den vielseitigen Realienfächern jedoch unverzichtbar.

Erziehung im digitalen Zeitalter und Abstimmungen über Entlastungsmassnahmen

Manfred Spitzer scheint mit seinen Warnungen zur unkontrollierten Nutzung digitaler Geräte richtig zu liegen. Es fällt auf, dass die weltweite Verschlechterung der Punktzahlen bei den PISA-Tests mit wenigen Ausnahmen mit der starken Ausbreitung sozialen Medien in jüngerer Zeit zusammenfällt. Spitzer galt lange Zeit als einsamer Rufer in der Wüste, doch seine Argumente gegen eine frühe Digitalisierung der Schule und seine Forderungen nach einem Verbot Sozialer Medien für unter 16-Jährige finden aktuell viel Zustimmung.

In den Kantonen Zürich und Bern finden Ende Monat Abstimmungen über Erhöhungen des Schulbudgets statt. Wir haben einen Kommentar aus dem Tagesanzeiger in unsere Textsammlung aufgenommen. Das Thema ist derzeit sehr umstritten. Der Zürcher Lehrerverband spricht von der dringend nötigen Entlastung der Klassenlehrkräfte, während die Gegner der Vorlage darin eine verdeckte Lohnerhöhung sehen.

Bildungsgerechtigkeit entsteht nicht durch Gleichmacherei

Als Abschluss präsentieren wir Ihnen einen wohltuend unaufgeregten Kommentar von Carl Bossard zu einem nach dem PISA-Bericht emotional diskutierten Thema. Es geht dem Autor um mehr Bildungsgerechtigkeit und die optimale Förderung jedes einzelnen, nicht um pädagogisch unsinnige Gleichmacherei. Wichtig sind die Durchlässigkeit des Bildungssystems und die volle Anerkennung unterschiedlicher Ausbildungswege, welche im Gegensatz zu anderen Ländern bei uns ausgeprägt vorhanden sind.



In der Volksschule gilt es, die richtigen Bildungsschwerpunkte zum Ausschöpfen der vorhandenen Potenziale zu setzen. Schüler blühen auf, wenn sich der Unterricht auf ihrem kognitiven Niveau bewegt und Erfolgserlebnisse häufig sind. Als Reallehrer habe ich mit grosser Freude feststellen können, dass unzählige Schülerinnen und Schüler mit Erfolg eine Berufslehre abschliessen und später ausgezeichnete Weiterbildungsmöglichkeiten nutzen konnten. Diesem durchlässigen System müssen wir Sorge tragen und vor allem schauen, dass in der Volksschule wieder mehr Wert auf das Erlernen grundlegender Kompetenzen gelegt wird.

Die Entwicklung war absehbar

Tages-Anzeiger, 12. September 2026, Forum, Leserbrief

«Tages-Anzeiger» vom 9.9. «Seit 15 Jahren geht es mit Mathematik und beim Lesen bergab»

Festzustellen, dass sich das Bildungsniveau hierzulande im anhaltenden Krebsgang befindet und die wachsende Zahl leistungsschwacher Schüler auffällt, ist das eine. Konkrete Ursachen dafür zu finden oder daraus im Detail die richtigen Schlüsse zu ziehen, das andere. Letzteres scheint bedauerlicherweise nicht die Aufgabe der nationalen Pisa-Projektleiterin Andrea Erzinger zu sein und ist ihr deshalb auch nicht vorzuwerfen. Genügend andere Bildungsexperten und manche Politiker pflegen dann jeweils mit einem oft bemerkenswerten Mangel an Reflexion in diese Lücke zu springen, um uns in den schönsten Farben vorzumalen, wie gut doch eigentlich die Schweiz im globalen Ranking dasteht. Wer aber meint, wir seien auch diesmal mit einem blauen Auge davongekommen, hat sich in der sprachlichen Farbpalette vergriffen. Die Ergebnisse der jüngsten Pisa-Studie stellen, nüchtern betrachtet, eine knallharte Faust aufs Auge dar. Ändern sich gravierende Systemfehler an unserer Schule nicht, hält der Abwärtstrend kontinuierlich an. Eine Abkehr vom integrativen Modell und die Verschiebung der zweiten Fremdsprache zur Oberstufe verfügen jedoch über eine nachhaltige Bremswirkung. Ein weiterer Niedergang im Bildungswesen lässt sich nicht mehr weiter schönfärbend übertünchen, und unser Land darf sich einen derart bedenklichen Trend nicht länger leisten.

Max Knöpfel, Pfäffikon

Fast drei von zehn Jugendlichen in der Schweiz verstehen keinen mittellangen Text mehr. Gleichzeitig wird überrascht auf die Pisa-Ergebnisse reagiert. Dabei war diese Entwicklung seit Jahren absehbar. Die Schule hat sich immer stärker von ihrem Kernauftrag entfernt. An die Stelle von systematischem Lesen, Schreiben und Rechnen traten offene Lernformen, selbst organisiertes Arbeiten, Projekte und Kompetenzraster. Das klingt modern, setzt aber gerade bei schwächeren Schülerinnen und Schülern Fähigkeiten voraus, die erst aufgebaut werden müssten. Hinzu kommen Deutschlehrmittel, die im Fahrwasser des Lehrplans 21 eingeführt wurden und vielerorts bewährte, sprachsystematisch aufgebaute Lehrgänge verdrängten. Statt klarer Progression dominieren oft fragmentierte Aufgaben, bunte Oberflächen und ein fragwürdiger Kompetenzjargon. Wer solide lesen lernen soll, braucht jedoch Anleitung, Übung und Wiederholung, nicht permanent neue Methoden. Die Pisa-Zahlen widerlegen den Glauben, dass Kinder wesentliche Kulturtechniken vor allem selbst entde-



cken und steuern könnten. Lesen ist kein Nebenprodukt von Projekten, sondern die Grundlage jeder Bildung. Die Schweiz steht im internationalen Vergleich noch gut da. Doch sie lebt zunehmend von einem guten Ruf, während die Grundlagen erodieren. Wer die Ursachen dieser Entwicklung weiterhin nur bei der sozialen Herkunft, der Migration oder anderen äusseren Faktoren sucht, macht es sich zu einfach. Die Frage nach den pädagogischen Irrwegen der letzten Jahre darf nicht länger tabu sein.

Cäcilia Gmür, Einsiedeln

Fundament vor Erweiterung

NZZ, 11. September 2026, Meinung & Debatte, Leserbrief

Die Klage von Economiesuisse, Gewerbeverband und Arbeitgeberverband ist alarmierend: Viele Lehrbetriebe beurteilen die Schreib- und Rechenfähigkeiten ihrer Lernenden als ungenügend («Defizite beim Schreiben und Rechnen», NZZ 2. 9. 26). Dass die Verbände Lesen, Schreiben und Rechnen wieder ins Zentrum rücken wollen, ist richtig. Etwas Selbstkritik wäre angebracht.

Die Wirtschaft gehörte zu den Befürwortern der Kompetenzorientierung. Wissen sollte angewendet, die Schule praxisnäher und besser auf Berufsbildung und Arbeitswelt ausgerichtet werden. Gleichzeitig wiesen Wirtschaftsvertreter darauf hin, dass dabei die Grundlagen nicht verdrängt werden dürften.

Vielleicht lag der Denkfehler weniger in der Kompetenzorientierung als in der Addition: Wissen und Anwendung, Grundfertigkeiten und Problemlösen, dazu Individualisierung, Selbstregulation, Kooperation, Reflexion und neue gesellschaftliche Bildungsziele. Alles lässt sich begründen. Nur verfügt die Schule nicht über unbegrenzte Zeit.

Es wäre zu einfach, daraus eine Schuldzuweisung an den Lehrplan 21 abzuleiten. Ein ursächlicher Zusammenhang mit den heutigen Defiziten ist nicht belegt. Die Befunde sollten aber Anlass sein, die Prioritäten zu überprüfen.

Dabei sollte die erste Antwort nicht mehr Lektionen, Fachpersonen und Ressourcen lauten. Zuerst braucht es eine Subtraktionsprüfung: Was kann weg? Was kann einfacher werden? Welche Ziele und Methoden rechtfertigen ihren Aufwand?

Jedes KMU muss so denken. Bei steigender Komplexität kann die Antwort nicht immer zusätzliches Personal sein. Diesen Massstab darf die Wirtschaft auch an die Schule anlegen, gerade weil sie selbst zum wachsenden Anforderungskatalog beigetragen hat.

Die Konsequenz ist weder die Schule von gestern noch ein Methodenkrieg: Fundament vor Erweiterung. Beherrschung vor Breite. Subtraktion vor zusätzlichen Ressourcen.

Christian Hafner, Zürich



Jugendliche wehren sich: Wir sind nicht an allem schuld!

Tagblatt, 12. September 2026, Bruno Knellwolf und Kari Kälin

Pisa-Noten, Handy-Sucht und politisches Desinteresse: Teenager sind die Prügelkinder der Erwachsenen. Sie selber sehen es differenziert, wie Gespräche mit drei 14-Jährigen zeigen.

Sie leiden häufiger an psychischen Problemen als die Vorgängergeneration, liefern bei den Pisa-Studien immer schlechtere Leistungen in Rechnen und Lesen, vergeuden Stunden auf TikTok, Instagram und Co.: Es ist eine geballte Ladung von Negativschlagzeilen, die in diesen Tagen auf Jugendliche niederprasselt. Die grossen Wirtschaftsverbände klagen, dass die Lehrbetriebe zu viel Zeit investieren müssen, um schulische Defizite auszubügeln. Wegen der sinkenden Grundkompetenzen will jeder fünfte Betrieb weniger Lehrlinge ausbilden.

Dazu kommt die trübe geopolitische Grosswetterlage mit den Kriegen in der Ukraine, im Nahen Osten und im Iran. Schien sich bei der Vorgängergeneration mit dem Ende des Kalten Krieges eine friedlichere Welt anzubahnen, brennt es heute rund um den Globus. Wie gehen junge Menschen mit solchen Nachrichten um? Und stimmt der Befund, dass mit ihnen scheinbar alles den Bach runtergeht?

Über Jugendliche gesprochen wird viel. Mit Jugendlichen geredet weniger. Darum haben wir drei 14-Jährige um ihre Einschätzung gebeten.

Unsere erste Station ist Kriens LU. Dort besucht Ladina Gadola die dritte Sekundarstufe (Niveau B). Nach dem Schulabschluss möchte sie in der Westschweiz ein Jahr als Au-pair arbeiten und Französisch lernen. Dann führt uns die Recherche an den Bodensee. Im Oberstufenschulhaus in Goldach SG treffen wir Sekschülerin Vanessa von der Flüe und Realschüler Samuele Quattrocchi. Beide sind ebenfalls 14 Jahre alt. Sie kennen sich aus der Schule.

Die Diagnose vieler Erwachsener scheint klar: Wenn die Pisa-Resultate sinken, müssen die Jugendlichen schlechter geworden sein. Die drei Teenager sehen das differenzierter. Ja, sagt Ladina, manche Schülerinnen und Schüler hätten tatsächlich wenig Lust aufs Lernen. «Manche Schüler mögen nicht lernen und sagen, der Stoff interessiere sie nicht.» Trotzdem findet sie es falsch, die Verantwortung allein den Jugendlichen zuzuschieben.

Besonders Mühe hat sie mit dem selbstorganisierten Lernen, bei dem Schülerinnen und Schüler viele Aufträge weitgehend allein lösen müssen. «Ich weiss manchmal gar nicht, wo ich stehe. Ob ich die Aufgabe richtig löse oder Fehler mache, ohne dass ich es merke.» Sie wünsche sich mehr gemeinsamen Unterricht mit der Klasse, mehr Struktur und eine aktivere Rolle der Lehrperson.

«Ich glaube nicht, dass ich deswegen weniger selbstständig wäre», sagt sie. «Ich manage mein Leben gut. Ich bin pünktlich, habe meine Sachen dabei, ich kann kochen und verdiene Sackgeld als Babysitterin.» Auch Vanessa findet, die Schule müsse sich verändern. Vor allem lernten Kinder zu wenig, wie man überhaupt lernt. «Gute Noten fielen mir lange leicht. Später wusste ich plötzlich nicht mehr, wie ich lernen soll.»



Samuele würde den Unterricht stärker differenzieren. «Viele haben Mühe mit einfachen Rechnungen oder machen viele Rechtschreibfehler. Gleichzeitig gibt es auch sehr fleissige Schüler. Auf die bin ich stolz.»

«Wir haben uns das Smartphone nicht ausgesucht»

Eine Studie des Bildungsforschers Stefan Wolter vom August kommt zum Schluss, dass die Social-Media-Nutzung von Primarschülern rückläufig ist. Dieser Befund dürfte viele überrascht haben, und manche Eltern zweifeln ihn wohl auch an. Aber möglicherweise beginnen Schweizer Eltern, den Zugang bewusst einzuschränken. Dann, so Wolter, könnten Verbote von Social Media eines Tages gar unnötig werden. Was nun? Müssten die Erwachsenen, die Teenagern vorwerfen, nur noch aufs Handy zu schauen, besser selbst in den Spiegel schauen?

Ladina wehrt sich gegen das Bild der handysüchtigen Jugend. «Wir haben das nicht ausgewählt. Wir können nichts dafür, dass dieses Gerät in unserer Zeit erfunden wurde. Ich nenne die Erwachsenen auch nicht «Generation Fernsehen».»

Ihre Eltern haben klare Regeln. Zwischen 14 und 19 Uhr darf sie das Smartphone insgesamt höchstens eine Stunde benutzen. Sie ist froh darüber. Wenn sie Kolleginnen trifft, werde geredet und gelacht. «Wir hängen nicht die ganze Zeit am Smartphone.» Gleichzeitig beobachtet auch sie Jugendliche, die täglich vier oder mehr Stunden durch Videos scrollen.

Im Schulzimmer in Goldach fallen die Antworten noch deutlicher aus. «Die Erwachsenen haben da schon recht», sagt Vanessa. «Wer das nicht zugibt, lügt.» Besonders deutlich merke man das jeweils im Klassenlager. «Sobald wir die Handys am Abend abgeben müssen, reden plötzlich alle viel mehr miteinander.» Samuele formuliert es noch drastischer: «Das Handy macht Beziehungen kaputt. Früher waren wir ständig draussen und spielten Fussball. Heute sitzt beim Treffen zuerst jeder am Handy.»

Beide würden sogar ein Social-Media-Verbot bis 16 Jahre begrüssen. «Wenn ich sehe, wie Zehnjährige schreckliche TikToks posten», sagt Vanessa. «Da habe ich noch Playmobil gespielt.» Samuele ergänzt: «Viele schauen sich KI-gemachten Dreck an. Nach einer Stunde TikTok weiss ich nichts mehr davon.»

Künstliche Intelligenz verändert vieles

Nicht nur Social Media beschäftigt die Jugendlichen. Auch künstliche Intelligenz verändert ihren Schulalltag bereits. «Viele lassen ihre Texte schreiben», sagt Vanessa. «Dadurch lernen sie weniger.» Gerade deshalb würden Fähigkeiten wichtiger, die keine KI ersetzen könne.

Für Samuele gehören dazu Kommunikation und der Umgang mit Menschen. «Mathe, Lesen und Schreiben bleiben wichtig. Aber wer nicht mit Menschen umgehen kann, ist in dieser Welt verloren.»

Im Goldacher Schulzimmer dreht sich das Gespräch irgendwann von TikTok zur Politik. Vanessa findet, politische Bildung komme in der Schule viel zu kurz. «Wichtiger als Berge, Flüsse und Seen auswendig zu lernen, wäre zu erfahren, wie die Schweiz funktioniert. Das braucht man später beim Abstimmen.»



«Albert Rösti ist ein Meme»

Samuele beobachtet, wie stark soziale Medien das politische Bild seiner Generation prägen. «Die Jugendlichen kennen eigentlich nur eine Partei: die SVP mit ihrem «Ausländer raus».» Dann folgt jener Satz, der wohl am längsten hängen bleibt: «Albert Rösti kennt jeder. Aber als Meme auf TikTok.» Viele Jugendliche glaubten sogar, die AfD sei eine Schweizer Partei.

Ihre Informationen beziehen viele dennoch aus sozialen Medien. «Auf TikTok wird viel Falsches erzählt», sagt Vanessa. «Vielen fehlt das Allgemeinwissen, um das einzuordnen.» Samuele sieht das ähnlich: «Auf TikTok kann jeder alles erzählen. Wenn man es nur ein bisschen authentisch hinüberbringt, glauben es viele.»

Zwischen Krieg und Alltag

Diese Generation wächst mit Krisen auf. Ladina verfolgt die Nachrichten durchaus. Besonders Meldungen über den Krieg beschäftigen sie. «Manchmal befürchte ich, dass der Krieg auch in die Schweiz kommen könnte.» Zu viele Nachrichten belasten sie allerdings. «Das belastet mich.» Doch dann erinnert sie sich, dass wir in einem sicheren und neutralen Land leben.

Deshalb informiert sie sich bewusst dosiert. Die wichtigsten Neuigkeiten erfährt sie von ihren Eltern und – was manchen Medienforscher freuen dürfte – nicht über TikTok, sondern über Radio SRF 3 sowie auf lokaler Ebene über Tele 1. Auch das passt nicht ganz zum Bild einer Generation, die sich ausschliesslich über soziale Medien informiert.

Am Ende bleibt der Eindruck: Die Jugendlichen sehen sich selbst und die Jugend-Debatte, wie sie die Erwachsenen führen, viel weniger pauschal, als es manche bildungspolitische Schlagzeile vermuten liesse. Die drei befragten Teenager verteidigen ihre Generation nicht reflexartig. Sie sehen viele Probleme genauso wie die Erwachsenen. Nur ziehen sie daraus oft andere Schlüsse.

Obwohl die Bildungsausgaben steigen, werden die Schüler immer schlechter

NZZ, 10. September 2026, Schweiz, Daniel Gerny

Drei von zehn Kindern können so schlecht lesen, dass ihnen ihre Fähigkeiten im Alltag kaum mehr nützen

Die Schweiz ist stolz auf ihr Bildungssystem, das sie gerne mit Pestalozzi assoziiert und für das sie viel Geld ausgibt. Die aktuelle Pisa-Studie fühlt sich deshalb an wie ein Schlag in die Magengrube: Zwar gehört das Schweizer Schulsystem noch immer zu den leistungsstärksten der Welt, doch die Fähigkeiten der Schülerinnen und Schüler nehmen seit Jahren kontinuierlich ab. Unter den OECD-Ländern befindet sich die Schweiz im oberen Mittelfeld (501 Punkte) – abgehängt von China (597), Singapur (560) oder Estland (527). Sie ist stark, aber nicht stark genug.

Vor allem beim Lesen sind die Resultate teilweise alarmierend: Vor 10 Jahren erzielten die 15-Jährigen in der Schweiz in diesem Bereich 492 Punkte, heute sind es noch 470. Noch bedenklicher: Fast



3 von 10 Kindern können inzwischen so schlecht lesen, dass ihnen ihre Fähigkeiten im Alltag kaum mehr viel nützen. Der Anteil der Personen aus dieser Gruppe hat in den letzten 10 Jahren um rund 50 Prozent zugenommen.

Zwar zeigt sich eine ähnliche Entwicklung auch in anderen Ländern, aber kaum jemand gibt so viel für die Bildung aus wie die Schweiz. Laut dem jüngsten OECD-Bildungsbericht wendet die Schweiz pro Schüler und Jahr auf der Primarstufe sowie der Sekundarstufe I und II kaufkraftbereinigt mehr als 21 000 Dollar auf. Von allen OECD-Ländern verzeichnen nur Luxemburg und Südkorea höhere Ausgaben. Im Schnitt betragen die Ausgaben der OECD-Länder 12 438 Dollar.

Die Türkei schlägt Luxemburg

Noch krasser erscheint die Diskrepanz zwischen Aufwand und Ertrag, wenn man die Entwicklung der Bildungsausgaben berücksichtigt. Das Bundesamt für Statistik weist für das Jahr 2023 für die obligatorische Schule Ausgaben in Höhe von 24 422 Franken pro Schüler und Jahr aus. Neuere Zahlen liegen nicht vor. 2015 waren es 20 998 Franken. Das entspricht einer Zunahme von über 16 Prozent innert 8 Jahren. Die obligatorische Schulzeit endet meist mit 15 oder 16 Jahren – also just in dem Alter, in dem die Pisa-Tests durchgeführt werden.

Der Think-Tank Avenir Suisse spricht in einem Paper, das er als Reaktion auf die jüngsten Pisa-Resultate veröffentlicht hat, gar von einem Ausgabenwachstum im Bildungsbereich von 69 Prozent seit der Einführung der Pisa-Studien vor 25 Jahren. Mehr Ausgaben für schlechtere Resultate – das sieht nach einem schlechten Deal aus. Noch mehr öffentliche Gelder zu fordern, um die Grundkompetenzen der Jugendlichen zu stärken, greife deshalb zu kurz, so Avenir Suisse.

Auf den Einsatz kommt es an

Höhere Ausgaben haben nicht automatisch auch bessere Resultate zur Folge, wie die jüngste Pisa-Studie zeigt. So hat Luxemburg unter den OECD-Staaten zwar die höchsten Bildungsausgaben pro Schüler, liegt in der Pisa-Studie mit 443 Punkten aber hinter dem OECD-Schnitt (461) und deutlich hinter der Schweiz (470). Noch eindrücklicher fällt der Vergleich mit einem anderen Land aus: Die Türkei verzeichnet nur gerade einen Siebtel der Ausgaben von Luxemburg, kommt im Pisa-Ranking aber auf ähnliche Resultate.

Bei der Präsentation der neusten Pisa-Studie verwendete der OECD-Bildungsdirektor Andreas Schleicher just dieses Beispiel, um die Bedeutung der Bildungsausgaben zu relativieren: Die Welt lasse sich nicht mehr in reiche, gut gebildete und arme, schlecht gebildete Nationen unterteilen, sagte Schleicher. Das BIP pro Kopf erkläre nur die Hälfte der Leistungsunterschiede unter den verschiedenen Ländern. Und die absoluten Ausgaben für die Bildung garantierten noch keine besseren Resultate. Entscheidend sei, wie klug die Ressourcen eingesetzt würden.

Was damit gemeint ist, beschreibt der jüngste OECD-Bildungsbericht anhand eines Beispiels: So können Ressourcen in höhere Gehälter für Lehrpersonen oder aber in kleinere Klassengrößen fließen. Beides führt zu ähnlichen Kosten pro Schüler, aber zu unterschiedlichen Folgen im Unterricht. So zahlten Australien oder Korea ausserordentlich hohe Lehrerlöhne, kompensierten dies aber mit grossen Klassen. Welche Strategie erfolgversprechend ist, hängt wiederum von anderen Rahmenbedingungen ab, beispielsweise von der soziodemografischen Zusammensetzung der Bevölkerung.



Laut Schleicher ist der Zusammenhang zwischen der Höhe der Ausgaben und dem Leistungsniveau hauptsächlich bei Ländern mit geringen Investitionen in die Bildung deutlich. Bei Ländern mit Ausgaben auf OECD-Niveau flacht dieser Effekt stark ab. Einige der bemerkenswertesten Fortschritte im Bildungsbereich würden deshalb in Ländern registriert, die über wenige Ressourcen verfügten, diese aber besonders gut nutzten. Als Beispiel nannte Schleicher Kambodscha.

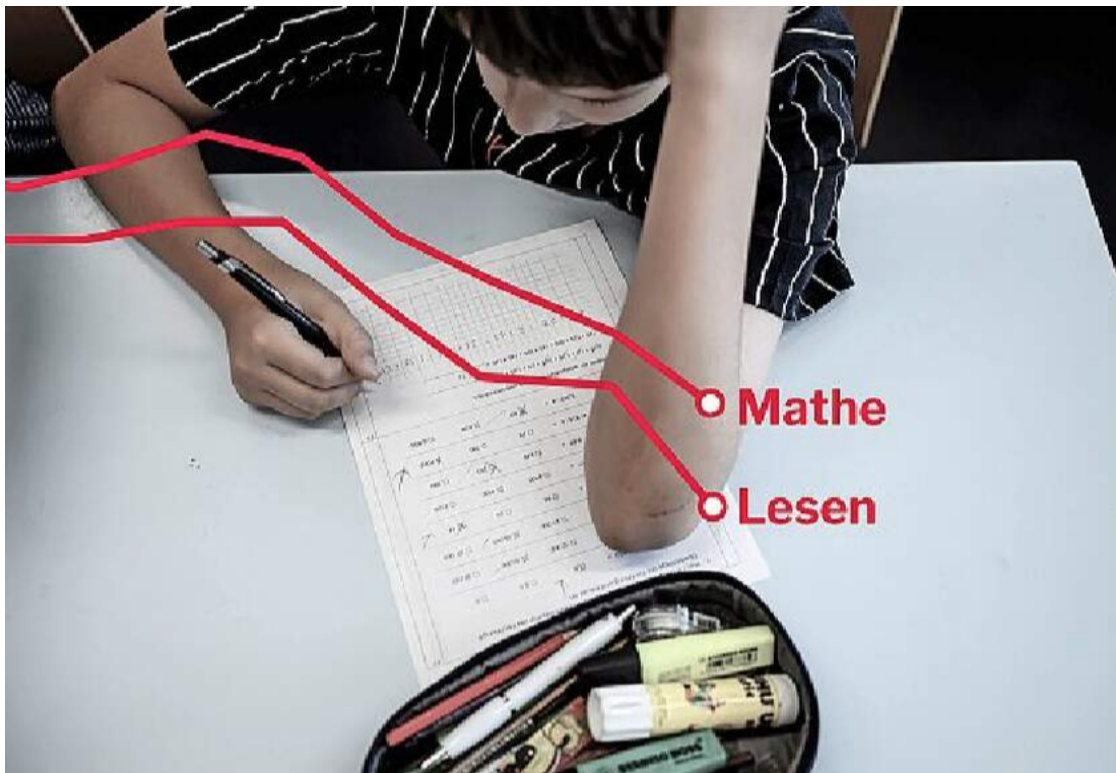
Nicht zulässig ist aber auch die gegenteilige Schlussfolgerung – nämlich dass hohe Bildungsausgaben sinnlos sind: Die Schweiz gebe zwar viel für Bildung aus, doch sie falle in allen Kompetenzbereichen weniger stark zurück als der Schnitt der OECD-Länder, heisst es in der jüngsten Pisa-Studie. Entscheidend ist deswegen, dass die Politik weiss, wofür sie das Geld im Bildungsbereich am besten ausgeben soll. Das sieht Avenir Suisse ähnlich: Kantone, Gemeinden und Schulen müssten Neues ausprobieren, um die Mittel möglichst effizient einsetzen zu können. Dafür brauche es mehr standardisierte Tests – sonst wisse man «schlicht nicht, was gut funktioniert».



Seit 15 Jahren geht es mit Mathematik und beim Lesen bergab

Tages-Anzeiger, 9. September 2026, Politik & Wirtschaft, Marc Brupbacher und Yannick Wiget

Neue Pisa-Studie • Die Schweiz hat im internationalen Vergleich weiterhin Topschülerinnen und Topschüler. Doch ihre Leistungen sinken - ein globaler Trend. Welche Rolle spielen die sozialen Medien?



Immer mehr Mühe mit Mathematik – ein Trend, der auch global zu beobachten ist.

Alle drei Jahre vergleicht die OECD im Rahmen der Pisa-Studie die Leistungen von Schülerinnen und Schülern weltweit - ein globaler Bildungstest, der als das grösste Schulzimmer-Ranking der Welt gilt.

Gestern hat die OECD die neueste Studie für das Jahr 2025 publiziert. Es wurden Schülerinnen und Schüler in 91 Ländern geprüft. In der Schweiz machten rund 7600 Jugendliche im Alter von 15 Jahren aus 275 Schulen mit. Die Schweiz gehört international zu den 20 leistungstärksten Ländern in allen Kompetenzbereichen - und doch gibt es unschöne Tendenzen.



Mathematik top, aber

In der Mathematik sieht es auf den ersten Blick gut aus. Mit 499 Punkten liegen Schweizer Schülerinnen und Schüler signifikant über dem OECD-Durchschnitt von 463 Punkten. Weltweit erzielen nur acht Länder - vorwiegend in Ostasien - bessere Resultate, und in Europa schneidet einzig Estland besser ab.

Im internationalen Vergleich überzeugen Schweizer Jugendliche an beiden Enden des Leistungsspektrums: «Nur» 23,2 Prozent gelten als leistungsschwach (OECD: 34,8 Prozent) in Mathematik, während 15,1 Prozent Spitzenleistungen erbringen (OECD: 7,8 Prozent). Die Spitzengruppe ist in Europa lediglich in Estland noch grösser.

Doch auch wenn die Schweiz zur Mathe-Elite gehört, ist der Leistungsrückgang über die Jahre deutlich: Die Werte sanken von 534 Punkten im Jahr 2009 kontinuierlich auf die aktuellen 499 Punkte. Dieser Abwärtstrend zeigt sich global und auch bei den Vergleichsländern der Schweiz wie beispielsweise Deutschland.

Andrea Erzinger, nationale Pisa-Projektleiterin, relativiert den Schweizer Rückgang. Die Leistungen der 15-Jährigen in Mathematik und auch Lesen seien zwar signifikant gesunken, jedoch deutlich weniger stark als im OECD-Schnitt.

Konkrete Ursachen liefert die Studie dafür nicht, da Pisa als Trenduntersuchung rein beschreibend sei. «Leistungen hängen immer von einem komplexen Zusammenspiel ab - vom Jugendlichen selbst, der Schule, dem Bildungssystem und der Gesellschaft», so die Bildungswissenschaftlerin.

Fast jeder dritte Schweizer Jugendliche kann schlecht lesen

Beim Lesen befindet sich die Schweiz auf einem soliden Niveau. Mit 470 Punkten liegen Schweizer Schülerinnen und Schüler leicht über dem OECD-Durchschnitt von 461 Punkten. Zahlreiche europäische Länder wie Finnland, Italien, Polen, Estland oder Irland erzielen bessere Resultate, während Nachbarländer wie Österreich, Deutschland oder Frankreich schwächer abschneiden. An der internationalen Spitze liegen auch hier asiatische Länder. Wie in der Mathematik ist je-

Die Schweiz steht im Mathe-Vergleich auf Rang 9

Kompetenz von 15-jährigen Schülerinnen und Schülern in Mathematik, 2025

	Land/Region	Punkte ▼
1	China	612
2	Singapur	563
3	Macau	549
4	Taiwan	546
5	Japan	525
6	Hongkong	522
6	Südkorea	522
8	Estland	508
9	Schweiz	499
10	Grossbritannien	488
11	Kanada	485
12	Polen	484

Tabelle: wig / Quelle: OECD, Pisa 2025

Beim Lesen schafft es die Schweiz auf Rang 19

Kompetenz von 15-jährigen Schülerinnen und Schülern beim Lesen, 2025

	Land/Region	Punkte ▼
1	Singapur	535
2	China	527
3	Taiwan	508
4	Japan	503
5	Südkorea	501
5	Macau	501
7	Irland	500
8	Estland	499
9	Neuseeland	497
10	Grossbritannien	494
11	Australien	491
12	Kanada	490
12	USA	490
14	Polen	482
15	Hongkong	480
16	Finnland	474
16	Italien	474
18	Türkei	472
19	Schweiz	470
20	Tschechien	468

Tabelle: wig / Quelle: OECD, Pisa 2025



doch auch beim Lesen seit Jahren ein Leistungsrückgang zu beobachten. Seit dem Jahr 2012 fiel der Schweizer Mittelwert von über 500 auf mittlerweile noch 470 Punkte.

Auffällig ist, dass es immer mehr leistungsschwache Schülerinnen und Schüler gibt. Der Anteil der Jugendlichen, welcher die definierte Mindestkompetenz nicht erreicht, liegt in der Schweiz mittlerweile bei 28,8 Prozent. Auch wenn dies immer noch etwas besser ist als der OECD-Schnitt, heisst das: Fast jeder dritte Schweizer Jugendliche kann schlecht lesen. Auf Nachfrage zu einem allfälligen Zusammenhang mit der Nutzung von sozialen Medien verweist Projektleiterin Erzinger auf die kurzen, fragmentierten Inhalte, die dort präsentiert werden. «Jugendliche verbringen dadurch weniger Zeit mit ausdauernden Lesepraktiken, die eng mit der Entwicklung des Leseverständnisses verbunden sind», so die Bildungswissenschaftlerin.

Ob Social-Media-Intensivnutzer deshalb schlechter abschneiden als klassische Bücherwürmer, wird Pisa voraussichtlich 2029 genauer untersuchen, wenn Lesen wieder den Schwerpunkt bildet.

In Naturwissenschaften glänzt die Schweiz

In den Naturwissenschaften sieht es für die Schweiz hingen durchs Band gut aus. Mit 501 Punkten liegen die Schülerinnen und Schüler signifikant über dem OECD-Durchschnitt von 482 Punkten. Weltweit erzielen nur elf Länder bessere Resultate, und unter den direkten Vergleichsländern schneiden abermals einzig Estland und Kanada deutlich besser ab. Der erfreulichste Unterschied zu Mathematik und Lesen liegt in der Entwicklung: Die Schweiz trotz hier dem globalen Abwärtstrend. Während der OECD-Durchschnitt seit 2015 sinkt und die Gruppe der Leistungsschwachen wächst, bleibt die Schweiz stabil.

Bildungsungleichheiten bekämpfen

Für benachteiligte Jugendliche ist das Risiko laut Bericht dreimal höher, die nötigen Mindestkompetenzen in allen drei Fachbereichen zu verfehlen, als für privilegierte. Laut Pisa-Projektleiterin Erzinger greift es allerdings zu kurz, bei diesem Problem nur die Bildungspolitik in die Pflicht zu nehmen. «Bildungsungleichheiten lassen sich nicht mit einer einzigen Massnahme beseitigen», betont sie. Erzinger fordert deshalb ein Zusammenspiel aller Akteure: Es brauche eine systematische vor- und schulische Sprach- und Mathieförderung unter Einbezug der Familien sowie optimale Rahmenbedingungen im Schulsystem, um zu verhindern, dass sich soziale Nachteile im weiteren Lebenslauf noch verstärken.

Bei den Naturwissenschaften steht die Schweiz auf Rang 14

Kompetenz von 15-jährigen Schülerinnen und Schülern in den Naturwissenschaften, 2025

	Land/Region	Punkte ▼
1	China	597
2	Singapur	560
3	Macau	541
4	Taiwan	540
5	Japan	538
6	Estland	527
7	Südkorea	526
8	Grossbritannien	511
9	Kanada	510
10	Australien	509
10	Neuseeland	509
12	Finnland	504
13	USA	502
14	Schweiz	501
15	Irland	500
16	Österreich	497

Tabelle: wig / Quelle: OECD, Pisa 2025



Schweiz ganz vorne bei der Nutzung von KI

Soziale Netzwerke nehmen im Alltag von 15-Jährigen viel Raum ein: In der Schweiz verbringen knapp die Hälfte (47 Prozent) der Jugendlichen unter der Woche täglich ein bis drei Stunden auf diesen Plattformen, ein weiteres Drittel (33 Prozent) nutzt sie sogar mehr als drei Stunden pro Tag. In vergleichbaren Ländern ist die Nutzungsdauer ähnlich.

Was die KI-Nutzung fürs schulische Lernen betrifft, heben sich Jugendliche in der Schweiz deutlicher ab. Sie weisen eine höhere Nutzungshäufigkeit auf als Schüler in vergleichbaren Ländern und im OECD-Durchschnitt.

Mehr als die Hälfte der 15-Jährigen (55 Prozent) lässt sich mindestens einmal pro Woche von KI-Tools beim Lernen helfen, ein Viertel tut dies sogar täglich. KI wird vor allem genutzt, um Texte zusammenzufassen und zu recherchieren. Und die Angaben stammen von verganginem Jahr, mittlerweile dürften die Anteile noch höher sein.

Bislang schlägt sich diese technologische Hilfe allerdings nicht in den Resultaten nieder. Die Pisa-Studie stellt keinen Zusammenhang zwischen der Häufigkeit der KI-Nutzung und besseren Leistungen in Lesen, Mathematik oder den Naturwissenschaften fest.

Die Forschung zeigt klar, dass der blosser Zugang zu neuen Technologien nicht ausreicht, um bessere Leistungen zu erzielen, entscheidend ist die Art der Nutzung. «Die Frage ist, wie wir die KI-Kompetenzen künftig so vermitteln können, dass sich bestehende Ungleichheiten im Lebensverlauf nicht noch verstärken», gibt Erzinger zu bedenken.

«Bei vielen Schülern wäre alles rot»

Tages-Anzeiger, 16. September 2026, Kultur, Gesellschaft & Wissen, Sandro Benini

Rechtschreibung in der Schule • Wie schlimm ist es, wenn ein Viertklässler «Unser noies auto fährt snel» schreibt? Braucht es wieder mehr Diktate? Das sagen Lehrpersonen und Fachleute für Didaktik.

«Das Diktatheft hervorheben!» Die Aufforderung des Lehrers während der eigenen Primarschulzeit Ende der 1970er-Jahre ist noch gut in Erinnerung, genauso wie das A5-Heft mit der karierten Schutzhülle und den linierten Blättern und wie der Heftstapel bei der Rückgabe einen oder zwei Tage später, die beste Note oben, die schlechteste unten.

Hat es die Tochter heute besser? Sie hat vor wenigen Wochen die Primarschule abgeschlossen und musste in sechs Jahren kein einziges Diktat schreiben.

«Unser noies auto fährt snel.» (Vierte Klasse, Kanton Bern, 2024). «Ich habe das Glase genommen, aber meine Muter hate keine froide.» (Dritte Klasse, Kanton Zürich, 2023).

Ist das schlimm? Ist es repräsentativ? Und war es früher korrekter? Ein Dutzend Gespräche mit Schweizer Primarlehrpersonen ergibt Widersprüchliches.



«Das ist ein Trugschluss»

Diejenigen Lehrpersonen, die anonym bleiben wollen, sagen Sätze wie: «In den letzten zehn, fünfzehn Jahren ist es mit den Schreibfehlern immer schlimmer geworden.» Oder: «Ich muss mich um so viel anderes kümmern, mangelnde Deutschkenntnisse von Schülerinnen und Schülern mit Migrationshintergrund, ständiges Stören des Unterrichts, familiäre Zerrüttungen - um die Orthografie zu üben, bleibt schlicht keine Zeit.»

Eine Lehrerin aus dem Kanton St. Gallen sagt, bei Aufsätzen könne sie Orthografiefehler nicht mehr anstreichen, «weil sonst bei vielen Schülern alles rot wäre». Die Kinder zu frustrieren, ihnen die Freude am Schreiben zu verderben, das sei nicht ihre Aufgabe. «Ich hätte sonst auch sofort die Eltern auf den Barrikaden.»

Hingegen beteuert Christian Hugli, der in Zürich Schülerinnen und Schüler von der ersten bis zur dritten Klasse unterrichtet: «Wäre Ihre Tochter bei mir in die Schule gegangen, hätte sie ab der zweiten Klasse Diktate gehabt.» Dass Lehrpersonen Rechtschreibfehler grundsätzlich nicht mehr kontrollieren und korrigieren, weist die Primarlehrerin und Präsidentin des Dachverbands Lehrerinnen und Lehrer Schweiz, Dagmar Rösler, als «Unterstellung» zurück. «Es ist ein Trugschluss, zu glauben, dass man Orthografie nur lernt, wenn man Diktate büffelt.»

Zerfall nicht nachweisbar

Man sei zum Teil von klassischen Diktaten weggekommen, weil sie stark defizitorientiert seien: «Angestrichen wird, was falsch ist - was die Schülerinnen und Schüler richtig machen, erhält in einem Diktat kaum Wertschätzung. Deshalb verzichten manche Lehrpersonen darauf», sagt Rösler.

«Ich bin dusen am spilen» (Vor einigen Tagen versandte Whatsapp-Nachricht an die Mutter eines Elfjährigen).

Der Föderalismus des Schweizer Schulsystems und die pädagogische Freiheit von Lehrerinnen und Lehrern widersetzen sich jeder Verallgemeinerung. Afra Sturm, Professorin für Deutschdidaktik an der Fachhochschule Nordwestschweiz, sagt bei einem Gespräch in einem Café in Zürich: «Ein allgemeiner Zerfall der Rechtschreibkompetenz über die Generationen hinweg lässt sich empirisch nicht eindeutig nachweisen.» Die stereotypen Klagen, wonach es mit der Orthografie immer schlimmer werde und die Schule zu wenig streng sei, gebe es seit Jahrzehnten.

Anders als bei einem Diktat oder einem Lückentext, sagt Sturm, gehe es beim Schreiben darum, eine Botschaft zu vermitteln. Die Orthografie sei dabei kein Selbstzweck, sondern das Werkzeug und das Insistieren auf Diktaten sowie isolierten Rechtschreibübungen wie «Schwimmunterricht ohne Wasser».

In einer wissenschaftlichen Publikation aus dem Jahr 2019 kam Sturm zum Schluss, dass es das Arbeitsgedächtnis vieler Jugendlicher überlastet, wenn sie sich beim Formulieren aus Angst vor Rechtschreibfehlern stark auf die Orthografie konzentrieren. «Die Texte werden dann zwar korrekter, aber nicht besser», sagt Sturm. Denn um logisch zu argumentieren oder zu überprüfen, ob der Text einen roten Faden habe, bleibe den Schülerinnen und Schülern zu wenig kognitive Kapazität.

Deshalb plädiert Sturm dafür, das kreative Formulieren im Unterricht zeitlich vom sprachformalen Korrigieren zu trennen. Und viel häufiger längere, zusammenhängende Texte zu schreiben.



Gut die Hälfte war korrekt

2025 publizierte die Schweizerische Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektorinnen und -direktoren die Studie «Überprüfung der Grundkompetenzen». In der deutschen Orthografie erreichten im Schnitt 84 Prozent aller Jugendlichen die Grundkompetenzen. Darunter sind eher tief angesetzte Mindeststandards zu verstehen.

In leistungsschwächeren Schultypen verfehlten fast 40 Prozent der Jugendlichen die Mindeststandards. Rund zehn Jahre zuvor hatte Sturm in einer Studie festgestellt, dass Fünftklässler rund 95 Prozent der Wörter eines Texts korrekt schreiben, also «hämmern» und nicht «hemern» oder «riechen» und nicht «richen». Betrachtet man die «wortübergreifende Orthografie», also Gross- und Kleinschreibung, Getrennt- und Zusammenschreibung, Zeichensetzung und auch Grammatik, waren nur 55 Prozent des Texts korrekt.

Laut der Überprüfung der Grundkompetenz scheitert in der Schweiz fast die Hälfte der Fünfzehnjährigen daran, einen Alltagstext zu verstehen, und den Pisa-Studien zufolge nimmt die Lesekompetenz seit Jahren ab. Das verheisst auch für die Orthografie wenig Gutes.

Die Lage an den Gymnasien

«Es gab ein fischer und der hatt gesagt, für Jeden Fisch bekommt er Geld.» (Aus einer Aufnahmeprüfung für das Langzeitgymnasium, Kanton Zürich).

Natürlich liessen sich auch Prüfungstexte zitieren, die einen anderen, besseren Eindruck erwecken. Dennoch - bröckelt die Orthografie selbst an Gymnasien? Darauf antwortet André Müller, der über 30 Jahre lang an Maturitätsschulen unterrichtet hat und den Dachverband Lehrerinnen und Lehrer Schweiz im Rat für deutsche Rechtschreibung vertritt: «Ja, das kann ich leider bestätigen.» Als Gründe nennt Müller: «Schülerinnen und Schüler lesen weniger von sich aus. Weil sich beim Lesen auch Wortbilder einprägen, hat dies ungünstige Folgen für die Rechtschreibung.»

Jugendliche, fährt Müller fort, schrieben zwar viel in sozialen Netzwerken, aber fast nie auf Hochdeutsch. «Intensive Erfahrungen im Schreiben der Standardsprache wären aber für eine korrekte Orthografie wichtig.»

Müller sagt auch: «Die Korrekturvorschläge bei Schreibsystemen sind so gut geworden, dass sich die Schülerinnen und Schüler viel weniger um die eigene Rechtschreibkompetenz kümmern müssen.» Die künstliche Intelligenz wird dies in den kommenden Jahren noch massiv verschärfen.

Schreiben nach Gehör

Ein Reizbegriff für all jene, die den Zerfall orthografischer Kenntnisse beklagen, lautet: Schreiben nach Gehör. Die noch vor einigen Jahren erbittert geführte Debatte um die Methode hat sich in den Schulzimmern, in den Kantonen und in der Fachwelt beruhigt - das bestätigen alle angefragten Fach- und Lehrpersonen. Das ursprünglich vom Schweizer Reformpädagogen Jürgen Reichen entwickelte Konzept «Lesen durch Schreiben», bei dem Kinder über längere Zeit unkorrigiert schreiben durften, um kindliche Kreativität und Fabulierlust nicht zu verderben - es ist an Schweizer Schulen praktisch ausgestorben.



Stattdessen gibt der Lehrplan 21 heute Rechtschreibstrategien vor, bei deren Diskussion es nicht mehr darum geht, ob die Orthografie gelernt werden muss, sondern, zu welchem Zeitpunkt und wie stark die Lehrperson eingreifen soll.

Afra Sturm sagt: «Die Kinder müssen zuerst begreifen, dass Laute auf dem Papier zu bestimmten Schriftzeichen werden. Das ist die erste Rechtschreibregel, und dabei machen Kinder am Anfang notwendigerweise Fehler.» Sie schon in der ersten Primarschulklasse mit weiteren Orthografierregeln zu konfrontieren, sei schlicht zu früh.

Defizite unter Lehrlingen

Und was meint die Wirtschaft? «Jemand, der nach einer KV-Lehre Offerten für den Verkauf von Produkten erstellt, muss das fehlerfrei können», sagt Dieter Kläy, Ressortleiter für Berufsbildung und Arbeitsmarktpolitik beim Schweizerischen Gewerbeverband. «Dasselbe gilt für einen Schreiner.» Ein grosser Teil der Betriebe, sagt Kläy, stelle bei ihren Lernenden erhebliche Defizite in den Grundkompetenzen fest, besonders beim Schreiben. Ausserdem verschlechtere sich die Lage seit fünf bis zehn Jahren kontinuierlich.

Kläy sagt aber auch: «Betriebe stellen niemanden ein, weil sie der Allgemeinheit etwas Gutes tun wollen.» Die duale Bildung sei etwas vom Besten, was die Schweiz auf dem Arbeitsmarkt über Jahrzehnte erschaffen habe. Es wäre das Dümme, dies schlechtzureden. Wäre das sprachliche Niveau der Schulabgänger tatsächlich so katastrophal, sagt Kläy, könnten die KMU ihre Lehrstellen schlicht nicht mehr besetzen.

Bei den Zitaten aus Schülertexten sind die orthografisch falsch geschriebenen Wörter unverändert übernommen. Hingegen wurde auf Wunsch der Lehrpersonen der Rest der Sätze verfremdet.

«Das ist einfach nur noch ein Skandal und grenzenlose Dummheit»

Tages-Anzeiger online, 13. September 2026, Nadja Pastega

Der Neurowissenschaftler und Psychiater Manfred Spitzer kritisiert die Digitalisierung an den Schulen. Diese behindere das Lernen. Mit den neuen Pisa-Ergebnissen bekommen seine Thesen Rückenwind.

Der 68-jährige Bestsellerautor Manfred Spitzer musste heftige Attacken über sich ergehen lassen, nachdem er sein Buch «Digitale Demenz» publiziert hatte. Er stand unter medialem Dauerbeschuss. Populistischer «Professor Klartext» war noch eine der freundlicheren Bezeichnungen. Aber auch Spitzer ist nicht zimperlich. Er ist kein Freund der leisen Töne, wenn es um Kritik an der Digitalisierung an den Schulen geht. Mit den neuen Pisa-Ergebnissen bekommen seine Thesen jetzt Rückenwind: Die Schulleistungen sind in vielen Ländern gesunken. Auch in der Schweiz. Was macht das mit ihm?

Herr Spitzer, diese Woche sind die neuen Pisa-Ergebnisse bekannt geworden. Ergebnis: Deutsche Schülerinnen und Schüler setzen beim Lernen KI besonders häufig ein, gleichzeitig sind



sie bei den Pisa-Resultaten auf einen historischen Tiefststand gesunken. Was läuft hier schief?

Wenn man denken lässt, denkt man nicht selbst. Gelernt wird aber nur, wenn sich im Gehirn Verbindungen ändern, was nur durch deren Benutzung geschieht, also durch aktive geistige Tätigkeit. Mit KI lernen ist wie ein Fahrrad fahren mit Hilfsmotor: Wenn man nicht selbst Muskelkraft aufwendet, wachsen die Muskeln ja auch nicht. Im Gehirn ist das nicht anders.

In der Schweiz gibt ein Viertel der befragten 15-Jährigen an, KI täglich beim Lernen einzusetzen – einer der weltweit höchsten Werte. Das schlägt sich aber nicht in besseren Schulleistungen nieder. Auch in der Schweiz sind die Pisa-Resultate gesunken. Da stellt sich die Frage: Was bringt diese ganze Digitalisierung überhaupt?

Sie bringt Ablenkung, also weniger Aufmerksamkeit und dadurch auch weniger Lernen. Man weiss schon lange aus experimentellen Studien bis hin zu Pisa-Daten: Je mehr ein OECD-Land in die digitale Infrastruktur zwischen 2003 und 2013 investiert hat, desto mehr nahmen die Leistungen im jeweiligen Land ab. Deswegen räumen ja mittlerweile Norwegen, Australien, die Dänen, die Franzosen und die Schweden die Computer wieder aus den Schulen ab.

Was löst diese Wende in der Digitalisierungsdebatte bei Ihnen aus – Genugtuung?

Nein, eher ein Bedauern, dass dieses Umdenken jetzt erst erfolgt und daher so vielen jungen Menschen zwischenzeitlich grosser Schaden zugefügt wurde. Das war unnötig.

Von Ihnen stammt die Aussage: Handys machen dick, dumm und dement. Erstaunt es Sie, dass man Ihnen Panikmache vorwirft?

Ist es Panikmache, wenn man vom Klimawandel spricht? Die gesundheitlichen Schäden der Bildschirmnutzung sind wissenschaftlich belegt. Jede Stunde, die Kinder und Jugendliche vor dem Bildschirm verbringen, erhöht die Wahrscheinlichkeit, dass sie im Alter kurzsichtig werden, um 20 Prozent. Was wiederum die Hauptursache für Erblindung im Alter ist. Panikmache? Nein, Fakt!

Kurzsichtig wurden die Leute auch schon vor dem Zeitalter der Bildschirme.

Es geht hier um das Risiko, vorzeitig zu erblinden, und zwar allein durch digitale Mediennutzung. Das ist, wie wenn man zu viel Zucker isst oder viele gesundheitsschädliche Nahrungsmittel zu sich nimmt und damit das Risiko eines Schlaganfalls erhöht. Natürlich kann man sagen: Schlaganfälle gab es schon immer. Aber wenn man das Risiko von einer Erkrankung erhöht, ist das normalerweise für uns ein Grund, zu sagen: Das machen wir nicht. Untersuchungen zeigen auch, dass das wichtigste vermeidbare Demenzrisiko eine geringe Bildung in jungen Jahren ist.

Was hat das mit Smartphones zu tun?

Digitale Endgeräte reduzieren das Lernen und damit die Bildung. Auch das belegen Studien.

Man hat Ihnen vorgeworfen, Studien selektiv zu zitieren, um ihre «alarmistischen» und «kulturpessimistischen» Thesen zu stützen.

Das ist Unsinn! Dass geringe Bildung zu Demenz führt, kann man im renommierten Medizinfachblatt «Lancet» nachlesen. Ärzte sind per Gesetz verpflichtet, ihr Handeln an neuen, gut fundierten Erkenntnissen auszurichten. Bei Pädagogen gilt das offenbar nicht. Sie tun einfach so, als gäbe es keine neuen Erkenntnisse, und erzählen weiter, wie sehr digitale Endgeräte das Lernen verbessern. Über deren schädliche Auswirkungen sagen sie nichts.



In der Schweiz hat der Zürcher Kantonsrat kürzlich entschieden, dass private Handys, Tablets und Notebooks an den Schulen verboten werden sollen. Er strebt damit eine ähnliche Regelung wie im Aargau oder im Kanton Nidwalden an. In Baselland kommt eine entsprechende Initiative vors Volk.

Ich finde das richtig. Wissenschaftler am renommierten Karolinska-Institut in Schweden haben schon vor drei Jahren in einem Gutachten gezeigt, dass an den schwedischen Schulen seit der Einführung der Digitalisierung in den Klassenzimmern die Schülerleistungen drastisch abgenommen haben. Jetzt setzt man dort wieder auf Schulbücher.

In Deutschland läuft es anders: Die Bundesregierung hat kürzlich erklärt, dass sie wieder Milliarden für die Digitalisierung von Schulen ausgeben will.

Das ist einfach nur noch ein Skandal und grenzenlose Dummheit. Während es andere Länder richtig machen, handelt man nach dem Motto: Wir machen es jetzt noch einmal richtig falsch. Damit opfern wir die Bildung und die Gesundheit der nächsten Generation den Profitinteressen grosser amerikanischer Firmen. Das ist unverantwortlich.

In Lehrerkreisen wird kritisiert, dass die Digitalisierung in den Schulen unkontrolliert vor sich hin wuchert, weil alle es cool finden, zu digitalisieren.

Die Militärakademie in Westpoint hat mit 750 Studenten untersucht, wie sich das auswirkt. Die 50 vorhandenen Klassen wurden per Zufall aufgeteilt: Ein Drittel der etwa 17-jährigen Schüler bekamen Tablets, ein weiteres Drittel Tablets und einen Computer, der Rest gar nichts. Dann hat man ein Jahr Unterricht gemacht und anschliessend die Entwicklung der Noten in ihren Klausuren angeschaut.

«Damit opfern wir die Bildung und die Gesundheit der nächsten Generation den Profitinteressen grosser amerikanischer Firmen.»

Das Ergebnis?

Die Schülerinnen und Schüler ohne Computer schnitten deutlich besser ab.

Der Grund?

Man verdaddelt sehr viel Zeit mit digitalen Geräten im Klassenzimmer. Wenn man mit Lehrern redet, sagen die: «Bis die Computer mal laufen und der Letzte seinen Laptop eingeschaltet hat, ist die halbe Unterrichtsstunde schon fast rum.» Man verbringt unglaublich viel Zeit mit der Technik, ohne dass man lernt. Das ist einer der Gründe.

Der andere?

Wenn diese Technik dann mal läuft, lenkt sie erst recht ab. Drittens kann sie dazu verleiten, dass man nicht mehr tief nachdenkt und oberflächlicher ist. Wenn man zum Beispiel das Tafelbild im Klassenzimmer auf seinen Laptop downloaden kann, hat man es zwar heruntergeladen und mit nach Hause genommen, aber im Kopf ist noch nichts passiert.

Was ist denn der Unterschied, wenn es auf der Wandtafel steht oder auf dem Laptop?

Wenn es auf der Tafel steht und ich es abschreiben muss, passiert im Gehirn ganz viel. Wenn ich auf copy und paste drücke, passiert im Gehirn gar nichts. Das ist der Unterschied. Digitale Medien verhindern geistige Arbeit und damit das Lernen.



Digitale Medien können das Lernen doch auch fördern und unterstützen.

Bei Erwachsenen geht das manchmal. Wenn Sie unbedingt mit dem Smartphone Französisch lernen wollen, weil Sie einen Franzosen als Freund oder eine Französin als Freundin haben, sind Sie hoch motiviert, die Sprache zu lernen. Dann können Sie das auch mit dem Smartphone machen, weil Sie nicht ständig ein dickes Lehrbuch mit sich herumschleppen wollen.

Aber?

Ob das tatsächlich besser ist als ein Lehrbuch, wage ich zu bezweifeln. Wenn Sie ein Vokabelheft selbst geschrieben haben, haben Sie schon 50 Prozent des Lernens erledigt. Wenn Sie es ohne Schreiben machen wollen, sind Sie langsamer. Sie können auch mit Smartphone lernen, Sie sind dann aber langsamer. Wenn Sie das wollen, bitteschön.

Pisa: Was wurde beim digitalen Lernen erhoben – und was nicht?

Wenn das alles so schädlich ist, wie Sie das sagen, warum ändern die Schulen nichts?

Es gibt sehr viele Medienpädagogen, die das alles ganz toll finden. In den letzten Monaten war ich in zwei Expertenkommissionen in zwei Bundesländern. Da sassen fünf Medienpädagogen und ich, also sechs Experten. Ich warnte vor den Auswirkungen der Digitalisierung, die anderen sagten: Alles supertoll. Fünf gegen einen – man hat schon verloren.

Ist die Schule nicht gerade der Ort, wo junge Menschen lernen können, mit den digitalen Medien umzugehen?

In der Oberstufe kann man das zu vermitteln versuchen, aber bringen Sie mal einem Siebenjährigen Medienkompetenz bei. Kommt hinzu: Niemand weiss, was Medienkompetenz wirklich ist. Es gibt keinen Test dafür, also man kann gar nicht feststellen, ob jemand sich diesbezüglich verbessert oder verschlechtert hat. Wer von Medienkompetenz redet, der outet sich als jemand, der Lobbyisten das Wort redet.

Lehrpersonen klagen immer wieder über Experten, die an den Pädagogischen Hochschulen Konzepte ausarbeiten, die in der Praxis nicht funktionieren. Wie kommt es, dass dort Papiere erarbeitet werden, die von Lehrpersonen als untauglich beurteilt werden?

Aus meiner Sicht gibt es da einen Systemfehler.

Was heisst das?

Ich habe 41 Jahre lang in der Psychiatrie gearbeitet, davon knapp 30 Jahre als Professor und damit als Ausbilder zukünftiger Ärzte. Wenn ich erklären würde, ich wäre zum letzten Mal vor 20 Jahren in einer psychiatrischen Klinik gewesen, würde man sagen: Moment, da können Sie doch gar keine Ärzte ausbilden. Aber wenn man Pädagogik-Dozierende fragt, «wann waren Sie zuletzt in einer Schule?», bekommt man oft die Antwort: «Na ja, als ich das letzte Mal selbst als Schüler in der Schule war.»

«Bringen Sie mal einem Siebenjährigen Medienkompetenz bei.»

Mit anderen Worten: Es fehlt der Praxisbezug?

Ja. Nochmals der Vergleich mit der Medizin: Assistentinnen und Assistenten werden in Kliniken von Leuten ausgebildet, die selbst in der Medizin arbeiten. Aber Lehrer werden von Leuten ausgebildet, die selbst keinen Unterricht machen. Daher braucht es einen Systemwechsel: Diejenigen die



Lehrer ausbilden, müssen selbst Schüler unterrichten. Und damit meine ich nicht irgendwo eine Stunde pro Woche, sondern voll in das Schulsystem eingebunden sein. Da dies nicht der Fall ist, erzählen Professoren für Pädagogik den angehenden Lehrern die aberwitzigsten Theorien, die völlig losgelöst von aller Realität sind.

Sie fordern für die Nutzung des Smartphones eine Altersgrenze wie beim Alkohol. Wo soll sie denn Ihrer Meinung nach liegen?

Bei 16; gesünder wäre 18. Aber man kann sagen, okay, zwischen 16 und 18 können die Jungen tatsächlich mal ein bisschen ausprobieren. Ich weiss es von meinen eigenen Kindern.

Wie viele haben Sie?

Sechs. Und zehn Enkelkinder. Ich weiss also, wovon ich rede. Meine Kinder haben vor 15 kein Smartphone bekommen. Jetzt machen Sie es mit ihren eigenen Kindern genauso. Die Tech-Gurus im Silicon Valley machen es übrigens auch nicht anders. Die wissen, warum.

Die Frage ist, wie man ein Handyverbot überhaupt kontrollieren will.

Dieses Kontrollargument lassen wir bei anderen Verboten ja auch nicht gelten. Jeder 12-Jährige kann zu Hause und unter der Bettdecke Bier trinken. Aber wir verbieten es trotzdem, weil die Eltern ihren 12-Jährigen sagen können, das darfst du nicht, das ist verboten. Natürlich kann man sein Kind nicht 24 Stunden überwachen. Aber wenn etwas staatlich verboten wird, haben die Eltern wenigstens den Rücken frei.

Es geht doch am Alltag der Jungen vorbei, wenn man die digitalen Medien verbieten will.

Nein. Wenn Sie das verbieten, dann bedeutet das zum Beispiel: Wenn Sie als Eltern ein Smartphone kaufen, dürfen Sie das nicht für Ihr Kind oder Ihren Jugendlichen tun. Wenn ich meinem 12-Jährigen einen Kasten Bier schenke, kann ich auch angezeigt werden. Einfach, weil Alkoholkonsum in dem Alter verboten ist.

Die deutsche Kinder- und Jugendschutzkommission hat wieder ein neues Papier publiziert, wo drinsteht, dass man Social Media nicht verbieten soll. Oder allenfalls bis 13.

Während alle Länder um Deutschland herum vernünftig sind und das bis 15 oder 16 verbieten. Aber unsere Kinder- und Jugendschutzkommission schützt unsere Kinder und Jugendlichen nicht, das ist unverantwortlich. Wir wollen ja, dass sie lernen und Bildung erlangen, dass sie gesund sind und zu vernünftigen erwachsenen Mitgliedern unserer produktiven Gemeinschaft werden. Natürlich müssen sie auch KI anwenden können. Aber bevor wir KI in der Schule machen, müssen die Schülerinnen und Schüler erst mal lesen, schreiben und rechnen lernen.



Unsere Volksschule darf etwas kosten!

Tages-Anzeiger, 15. September 2026, Zürich, Nina Fargahi

Kommentar • Bei der Abstimmung sollten wir daran denken, dass das Lehrpersonal genug Zeit für seine wichtige Arbeit braucht.

«Hinter jedem aussergewöhnlichen Menschen steht eine aussergewöhnliche Lehrperson», sagte der britische Astrophysiker Stephen Hawking. Wie prägend der Einfluss von Lehrerinnen und Lehrern ist, erkennen viele erst Jahrzehnte später. Wenn es zum Beispiel darum geht, die eigenen Potenziale zu entfalten, in stürmischen Zeiten Haltung zu bewahren oder den Mut aufzubringen, den eigenen Weg zu gehen.

Im Kanton Zürich kommt das Lehrpersonalgesetz zur Abstimmung. Vordergründig geht es um bürokratische Stellschrauben: Lektionenfaktor, Arbeitszeit, Gemeindefinanzen.

Doch das ist keine buchhalterische Spardiskussion. Es geht um die grundlegende Frage, welchen Stellenwert Bildung in unserem Land besitzt - und ob wir bereit sind, diejenigen zu stärken, die das Rückgrat unserer Volksschule bilden: die Lehrerinnen und Lehrer.

Sie sind heute längst keine reinen Wissensvermittler mehr. Lehrpersonen sind Beziehungspersonen, Krisenmanager, Türöffnerinnen, Coachs, Sozialarbeiter, Psychologinnen und vieles mehr. Der Anspruch einer integrativen Schule, die Kinder mit unterschiedlichsten Lernvoraussetzungen, sozialen Hintergründen und Bedürfnissen gemeinsam beschult, ist eine der wichtigsten bildungspolitischen Errungenschaften der letzten Jahrzehnte. Doch ohne die nötigen Ressourcen verkommt dieses Versprechen zur Farce. Dass die integrative Schule politisch stark unter Druck steht, liegt nicht an der Idee selbst, sondern daran, dass ihr seit Jahren Zeit und Unterstützung fehlen.

Überforderte Lehrkräfte, die Tag für Tag versuchen, zahlreichen individuellen Ansprüchen gleichzeitig gerecht zu werden, reiben sich im Schulalltag auf. Unzählige Stunden für Elterngespräche, Projektwochen, Förderabklärungen und Administration summieren sich zu unbezahlter Überzeit - eine Dauerbelastung, die krank macht und Profis aus dem Beruf treibt. Eine neue Umfrage des Lehrpersonenverbands zeigt, dass jede fünfte Lehrperson darüber nachdenkt, ihren Job zu kündigen. Auch wenn der Lehrpersonenmangel nicht mehr akut, ja sogar bald behoben sein könnte, gehören engagierte Lehrpersonen nicht verheizt.

Die Gegnerschaft schlägt angesichts drohender Mehrkosten Alarm und verweist auf die hohen Gehälter im Kanton Zürich. Doch diese Argumentation greift zu kurz. Eine reine Lohnbetrachtung ignoriert die Arbeitsbelastung. Wer beim Lehrpersonal spart, spart am falschen Ort - und zahlt am Ende einen höheren Preis. Bereits jetzt reduzieren Lehrpersonen aus Erschöpfung ihre Pensen, streben Frühpensionierungen an oder geben den Beruf ganz auf. Die Folgen für die Schulkinder: Unterrichtsausfall, überbelegte Klassen und Qualitätsverfall.

Eine Entlastung von Lehrpersonen - durch einen angepassten Lektionenfaktor und eine Anrechnung der immensen Arbeit - ist keine Privilegierung. Den Lehrpersonen geht es nicht darum, weniger zu arbeiten. Es geht darum, dass ihre effektiv geleistete Arbeit vollumfänglich entschädigt wird. Das ist eine längst überfällige Anpassung an die veränderten Realitäten und stellt sicher, dass die Lehrkräf-



te wieder die Zeit haben, die sie für eine qualitativ hochstehende Unterrichtsvorbereitung und individuelle Betreuung der Schulkinder dringend benötigen.

Hohe Bildungsqualität ist ausserdem der Schlüssel zur Chancengerechtigkeit. Ein faires Schulsystem darf soziale, kulturelle und sprachliche Unterschiede der Elternhäuser nicht reproduzieren, sondern muss sie kompensieren. Wenn im Unterricht die Zeit fehlt, um auf schwächere oder besonders begabte Kinder einzugehen, vergrössert sich die soziale Kluft. Kinder aus akademischen Haushalten fangen Nachteile mit privater Nachhilfe ab, während Kinder aus bildungsfernen Familien ins Hintertreffen geraten.

Es ist an der Zeit, den bildungspolitischen Populismus, wie ihn die Gegner der Vorlage pflegen, zu überwinden. Eine inklusive, leistungsfähige und faire Volksschule darf - und muss - etwas kosten. Davon profitiert am Ende nicht nur die Schule selbst, sondern die gesamte Gesellschaft und der Wirtschaftsstandort. Die Entlastung der Zürcher Lehrpersonen ist deshalb kein Luxus, sondern unsere beste Investition.

Es gibt sie noch, die Idealisten

Tages-Anzeiger, 17. September 2026, Forum, Leserbrief

«Tages-Anzeiger» vom 15.9. «Unsere Volksschule darf etwas kosten!»

Frau Fargahi listet das Pflichtenheft einer Lehrperson auf. Wenn sie das als umfangreich bezeichnet, hat sie zweifellos recht. Und auch ihrer Feststellung, Ausgaben für die Bildung seien gut investiert, dürfte kaum jemand widersprechen. Nicht recht jedoch hat sie mit ihrer Behauptung, die Gegnerschaft betreibe «bildungspolitischen Populismus». Es darf doch sicher noch hinterfragt werden, ob diese im Kanton Zürich geplante Ausgabenerhöhung richtig eingesetzt wäre. Bei diesem Punkt gibt es sogar Stimmen aus der Lehrerschaft, die dies bezweifeln. Sicher nähme man gerne mehr Lohn, aber all das, was vielerorts die Lehrpersonen nervt und belastet, wäre damit überhaupt nicht vom Tisch. Da wiederum haben deshalb die Kritiker recht: würde man zum Beispiel anstelle von Frühfranzösisch auf Deutsch oder Mathematik setzen, wäre weitherum ein Aufatmen garantiert, und das würde nicht einmal etwas kosten. Und was die «inklusive, faire» Volksschule anbelangt, vergisst Frau Fargahi, dass im Kanton Zürich die Stimmberechtigten beschlossen haben, wieder Kleinklassen einzuführen, und auch das wird wohl da und dort mehr begrüsst als zusätzliches Geld. Zudem amten viele Lehrkräfte, denen es nicht behagt, nur als «Coach» die Klasse zu begleiten. Sie möchten lieber wieder richtig Lehrerin oder Lehrer sein mit Klassengespräch und allem Drum und Dran - es gibt sie noch, die Idealistinnen und Idealisten, denen es nicht nur um Geld geht.

Hans-Peter Köhli, Zürich



Viele Wege führen ins Leben

Journal 21, 6. September 2026, Bildungspolitik, Carl Bossard

Kinder sind verschieden. Sie lernen und entwickeln sich unterschiedlich. Bildungsgerechtigkeit sucht deshalb nicht gleiche Wege für alle – sie beginnt mit der Anerkennung dieser Verschiedenheit. Doch die Selektion nach der Primarschule soll zunehmend abgeschafft werden. Ist das tatsächlich gerechter?

Es beginnt mit einer einfachen Tatsache: Kinder sind verschieden. Und diese Verschiedenheit hat weitreichende Folgen für die Schule.

Kinder bringen unterschiedliche Voraussetzungen mit. Sie entwickeln ihre Begabungen, Interessen und Fähigkeiten auf unterschiedliche Weise – und in unterschiedlichem Tempo. Manche suchen früh die intellektuelle Herausforderung, andere entfalten ihre Stärken später. Einige sind sprachlich stark, andere praktisch, technisch oder musisch.

Diese Verschiedenheit ist kein Fehler des Bildungssystems. Sie gehört zum Menschsein.

Die bildungspolitische Debatte dreht sich dennoch zunehmend um die Frage, ob Kinder zu früh auf unterschiedliche Bildungswege verteilt werden. Dabei gibt es gewichtige Stimmen. Katharina Maag Merki, Professorin an der Universität Zürich, sieht in der frühen Selektion ein grundlegendes Problem des Schweizer Bildungssystems. Auch Thomas Minder, Präsident des Verbands Schulleiterinnen und Schulleiter Schweiz, spricht sich für eine weitgehende Abschaffung früher Selektion und des Langzeitgymnasiums aus.

Das Anliegen ist ernst zu nehmen. Kein Kind soll wegen seiner sozialen Herkunft, einer falschen Zuschreibung oder einer Momentaufnahme um Bildungschancen gebracht werden.

Verschiedenheit ist keine Ungerechtigkeit

Doch daraus folgt nicht, dass Selektion als solche ungerecht ist. Die entscheidende Frage lautet vielmehr: Wie gehen wir mit der Verschiedenheit der Kinder um? Wer sie ernst nimmt, muss fragen, ob ein möglichst langes gemeinsames Lernen für alle tatsächlich der gerechteste Weg ist. Gleichheit der Wege ist nicht dasselbe wie Gerechtigkeit.

Ein gerechtes Bildungssystem muss zweierlei können: Es muss gemeinsame Bildung ermöglichen und individuelle Verschiedenheit ernst nehmen. Denn Gleichheit und Gerechtigkeit sind nicht dasselbe. Gleichheit verlangt denselben Weg für alle; Gerechtigkeit nimmt Unterschiede ernst.¹

Nicht Aussortierung, sondern Zuordnung

Das Wort «Selektion» hat einen schlechten Klang bekommen. Es klingt nach Auslese, nach Gewinnern und Verlierern. Solche Konnotationen können problematisch werden, wenn mit der Selektion zugleich die Vorstellung eines endgültigen Urteils über die Zukunft eines Kindes verbunden ist.

Doch verantwortungsvolle Selektion meint etwas anderes. Sie stellt eine schlichte Frage:

1 Vgl. Mathias Brodtkorb, im Interview mit Nadja Pastega, in: SonntagsZeitung, «Wir haben die schlechtesten Schülerleistungen aller Zeiten», 16.08.2026, S. 16–17.



Welcher Bildungsweg passt zu diesem jungen Menschen – jetzt?

Ein zwölfjähriges Kind ist kein fertiger Mensch. Seine Entwicklung bleibt offen. Deshalb darf ein Selektionsentscheid niemals ein Urteil fürs Leben sein. Er muss Übergänge ermöglichen, Korrekturen zulassen und neue Wege offenhalten.

Gerade darin liegt eine Stärke des schweizerischen Bildungssystems. Es kennt verschiedene Bildungswege: das Langzeit- und das Kurzzeitgymnasium, die Berufsbildung, die Berufsmaturität und über die Passerelle weitere Wege an die Universität. Wer nach der Primarschule nicht ins Gymnasium eintritt, hat deshalb nicht «verloren». Ein anderer Bildungsweg ist kein Ausschluss von Bildung, sondern eine andere Möglichkeit, sie zu erwerben und weiterzuführen. Ein Bildungsweg ist nicht das Leben. Er ist ein Weg ins Leben.

Verschiedenheit verlangt Differenzierung

Es gibt Schülerinnen und Schüler, die schon am Ende der Primarschule mit grosser Neugier lesen, fragen, abstrahieren und nach anspruchsvolleren Lerninhalten verlangen. Für sie kann das Gymnasium der richtige Lernort sein. Das ist kein Privileg. Es kann Begabungsförderung sein.

Natürlich darf soziale Herkunft nicht über Bildungswege entscheiden. Das ist eine der grossen Herausforderungen jedes selektiven Systems. Wer in einem bildungsnahen Elternhaus aufwächst, kann bei solchen Entscheidungen Vorteile haben. Doch die Antwort darauf kann nicht sein, Unterschiede zwischen Kindern an ihre soziale Herkunft zu binden.

Sie muss vielmehr darin liegen, fairer und sorgfältiger zu selektionieren: mit transparenten Kriterien, professioneller Beurteilung und der Gewissheit, dass ein früher Entscheid später korrigiert werden kann.

Gleichheit oder Gerechtigkeit?

Hier liegt der Kern der Frage. Gleichheit sagt: Alle gehen denselben Weg. Gerechtigkeit fragt: Welcher Weg eröffnet diesem Kind die besten Möglichkeiten?

Eine Schule ohne frühe Selektion kann sozial gerechter sein. Sie kann aber auch neue Ungerechtigkeiten schaffen, wenn Kinder mit sehr unterschiedlichen Voraussetzungen, Interessen und Lerngeschwindigkeiten zu lange im selben Lernsystem bleiben müssen. Umgekehrt ist Selektion nicht automatisch ungerecht. Ungerecht wird sie dort, wo Herkunft wichtiger wird als Fähigkeit, wo ein Entscheid endgültig ist oder wo spätere Wege versperrt werden.

Darum sollte die Frage nicht lauten: Selektion – ja oder nein? Die bessere Frage lautet: Wie muss Selektion gestaltet sein, damit sie Bildungschancen eröffnet statt begrenzt?

Denn Unterschiede verschwinden nicht, wenn man auf Selektion verzichtet. Sie zeigen sich trotzdem – im Lernen, in den Interessen, in den Leistungen und später im Berufsleben.

Die Schule kann sie ignorieren. Sie kann versuchen, sie zu nivellieren. Oder sie kann ihnen gerecht werden.

Eine verantwortungsvolle Bildungspolitik sollte deshalb Vielfalt der Wege mit Durchlässigkeit verbinden. Selektion darf kein Urteil über den Wert eines Kindes sein. Sie muss korrigierbar bleiben



und spätere Entwicklungen berücksichtigen. Dann kann sie eine pädagogische Antwort auf eine einfache Wahrheit sein: Kinder sind verschieden.

Wer diese Verschiedenheit ernst nimmt, schickt nicht alle auf denselben Weg. Er sorgt dafür, dass jedes Kind jenen Weg findet, auf dem es seine Möglichkeiten entfalten kann. Und dass aus einem frühen Entscheid kein Urteil fürs ganze Leben wird.